

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

b e n d = e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 13.

Donnerstag, den 23. März.

1854.

Ich hatte da wirklich und wahrhaftig eine recht schwierige Position für mein zartes Alter und totalen Mangel jeglicher Routine!
(Karl von Holtei, Bierzig Jahre.)


Das Fräulein von Langeland.

Aus dem Leben einer Schauspielerin mitgetheilt

von

Anna Löhn.

(Fortsetzung.)

as Manuscript der Malvine G. geborne von Langeland lautet, wie folgt:

„Ich muß etwas weit ausholen, um auf meine Person zu kommen, weil mein Erscheinen in der Welt eben so merkwürdige Ereignisse vorbereiteten, als begleiten. Mein Großvater war der Obristlieutenant von Burgwedel in Berlin; er besaß drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Die Söhne dienten wie er in der preussischen Armee, die Tochter hatte mit ihren Brüdern jeden wissenschaftlichen Unterricht getheilt und, da sie einen sehr hellen Kopf besaß, weit mehr gelernt, als damals für eine Frau passend war. Mit sechszehn Jahren hatte sie bereits einen Band Gedichte geschrieben, die sie später als Frau in Kopenhagen herausgab.

Sie liebte den jungen Baron von Hohendorf. Die Einwilligung zu dieser Heirath versagte ihr jedoch der Vater, theils, weil beide Theile wenig Vermögen besaßen, theils, weil Hohendorf rothes Haar hatte, welches mein Großvater ganz besonders verabscheute.

In ihrer jugendlichen Verzweiflung und der Exaltation ihres Charakters schwur das Fräulein von

Burgwedel, dem ersten, der um ihre Hand werben würde und der dem Vater genehm wäre, ihr Jawort zu geben, gleichviel ob sie ihn lieben könne oder nicht.

Herr von Langeland, damals Offizier in dänischen Diensten, sollte zu dieser Zeit in St. Petersburg ein Duell haben. Er kam von Kopenhagen, reiste über Berlin, besuchte daselbst einen Hofball, sah das Fräulein von Burgwedel und verliebte sich in sie. Er suchte sogleich Gelegenheit, in meines Großvaters Hause Zutritt zu erhalten, fand sie und that ein Gelübde, daß, wenn er gesund aus dem Zweikampfe in Petersburg hervorgehen sollte, ihn nichts hindern werde, um die Auserwählte zu werben. Das Glück war seiner Tapferkeit hold, er besiegte seinen Gegner, kehrte nach Berlin zurück, bat um ihre Hand und erhielt sogleich das Jawort.

Vierzehn Tage darauf reisten die Neuvermählten nach Kopenhagen ab.

Herrn von Langelands äußere Verhältnisse waren glänzend zu nennen und er selbst ein wahrhaft schöner Mann. Leider besaß er die Schwäche vieler durch Schönheit ausgezeichneten Männer, er war etwas geckenhaft und sein Verstand viel zu beschränkt, um einer so geistreichen Frau, wie seine Gattin war, genügen oder gar imponiren zu können. Er betete sie an und sank zu ihrem Sklaven herab.

Mit Hohendorfs Bilde im Herzen lernte sie ihren Gemahl eher verachten und hassen, als lieben.

Raum sechs Monate lebten beide zusammen, als sie auch schon darauf bestand nach Berlin zurückzukehren. Schwach, wie immer ihr gegenüber, willigte Herr von Langeland ein und brachte sie selbst zu den Ihrigen. Vier Monate später empfing er die schriftliche Anzeige von der Geburt eines Sohnes und zugleich wurde ihm von Seitender Mutter der unwiderrufliche Entschluß zur Scheidung mitgetheilt.

Keine Vorstellungen, keine Bitten, keine Thränen des tiefbetrübten Gatten, der nach Berlin gekommen war, kein Widerspruch der Eltern vermochte ihren Entschluß zu erschüttern und so wurde die schmachvolle Scheidungsakte aufgesetzt, die ich Ihnen, mein werthes Fräulein, übersandte und die den Beweis von meines Vaters unverzeihlicher Schwäche liefert.

Aus übertriebener Zärtlichkeit für meine Mutter hatte er sich alles dessen beschuldigen lassen, was nöthig war, um die Scheidung nach ihrem Wunsche recht schnell vollzogen zu sehn.

So reiste er denn allein und mit schwerem Herzen nach Kopenhagen zurück. Frau von Langeland blieb mit dem Knaben bei ihren Eltern in Berlin.

Hohendorf, ihre erste, einzige und ausschließliche Liebe, starb sehr bald, die Vermögensumstände meines Großvaters wurden durch den Krieg sehr mißlich, da er sein ganzes Vermögen dem Könige von Preußen zu Gehörgeldern anvertraut hatte, und er sah sich genöthigt, den großen Aufwand im Hause bedeutend zu schmälern.

Bekannt mit diesen unangenehmen und zweifelhaften Verhältnissen und nachdem sieben Jahre seit der Scheidung verfloßen waren, wagte es Herr von Langeland aus reiner, unbegrenzter Liebe zu meiner Mutter — zum zweitenmale um sie anzuhalten. Die gegenwärtigen, drückenden Umstände, die noch unheilvollern Ausichten für die Zukunft, so wie das eifrige Zureden meiner Großeltern, alles dies bewirkte, daß Herr von Langeland abermals das Jawort erhielt und zum zweitenmale mit meiner Mutter in der Kirche zu Flensburg getraut wurde.

Fünf Monate lang vertrug sich Frau von Langeland leidlich mit ihrem Gatten, dann — bestand sie abermals auf Trennung, wollte jedoch im Lande

bleiben und versprach sogar später zu ihm zurückzukehren.

Sie mietete ein Haus auf der Insel Fühnen, in deren Hauptstadt Odensee.

Mit verschwenderischer Liebe schmückte mein Vater dies Haus wie einen Feenpalast aus und fünf Monate später erblickte ich in diesem reizenden Aufenthalte das Licht der Welt.

Hier lebte meine Mutter längere Zeit, hier war es, wo sie den „Aeronaut“ schrieb, weshalb sie mehrere Monate auf die Festung kam, weil sie in diesem Buche die dänische Regierung sehr angegriffen hatte.

Mein ältester Onkel, der Lieblingsbruder der Mutter, fiel in dieser Periode als Flügeladjutant des Königs von Preußen bei Leipzig; immer dringender erinnerte mein Vater die Mutter an ihr Versprechen zu ihm zurückzukehren, immer kälter wurde er zurückgewiesen.

Da drohte er, uns Kinder zu rauben und mit uns nach Amerika auszuwandern.

So gedrängt machte die Mutter heimliche Reiseanstalten, um wieder nach Berlin zu ihren Eltern zu gehen. Aber mein Vater, der sie mit Spionen umgeben hielt, bekam Nachricht davon und in einer Nacht wachte meine Mutter von einem Geräusch am Fensterladen ihres Schlafzimmers auf. Sie schlief mit meinem Bruder Emil parterre, ich mit der Amme eine Treppe hoch; auf dem Boden nur noch ein Dienstmädchen und ein Beckel, ein Knabe von 13 Jahren. Das war die ganze Einwohnerschaft des Hauses.

Meine Mutter weckte den kleinen Bruder, ging leise die Treppe zur Amme hinauf und sagte dieser, daß eingebrochen würde. Die Amme öffnete vorsichtig das Fenster und gewahrte drei große Männer, damit beschäftigt, die Fensterladen zur Schlafstube meiner Mutter auszuheben. In der Gegend unseres Hauses waren nur einsame Gärten, niemand war zu rufen, es blieb also den Belagerten nichts weiter übrig als, nachdem sie die andern geweckt hatten, sich so gut als möglich zu verschanzten.

Es ereignete sich nichts weiter in dieser Nacht. Im Nebengarten singen gegen vier Uhr, da es Sommer war, Leute zu arbeiten an, meine Mutter rief sie, es kamen mehr denn zwölf Menschen zusammen, aber nirgends war eine Spur der Thäter zu ent-

decken. Die Läden waren ausgehoben, ein großer Stein herausgebrochen, so daß ein Mann sehr bequem herein und hinaus gekonnt hatte, aber merkwürdigerweise war nichts entwendet worden. Das brachte meine Mutter auf die Idee, der Einbruch rühre von ihrem Gatten her. Sie befahl der Amme, die sonst auch häusliche Arbeiten zu verrichten pflegte, nichts anzurühren und nur die Kinder im Auge zu haben.

Als meine Mutter beim Frühstück saß, trat mein Vater plötzlich bei ihr ein, was seit ihrem Aufenthalt in Odensee nicht geschehen war.

Doch Frau von Langeland, als vollkommene Weltbame, unterdrückte schnell ihr Staunen, lud ihn ein mit ihr zu frühstücken und erzählte den Einbruch der Nacht, wobei mein Vater sich höchlich verwundert stellte. Als beide, mit dieser wechselweisen Comödie beschäftigt, sich gegenüber saßen, stürzte auf einmal die Amme todtenbleich und zitternd ins Zimmer, warf sich zu den Füßen meines Vaters und rief ganz außer sich: „Herr Commandant, ach Herr Commandant, die Kinder!“

Mein Vater erhob sich und indem er der Mutter Lebewohl sagte, gab er ihr die feste Versicherung: nur wenn sie ganz zu ihm zurückkehren würde, bekäme sie ihre Kinder wieder zu sehn.

Die eigene Schwester der Amme, die in Odensee lebte, war von ihm bestochen worden und hatte uns Kinder geraubt, nachdem sie ihre Schwester unter einem Vorwande von uns entfernt hatte.

Meine Mutter war verzweifelt; aber selbst die Vatterliebe vermochte nicht ihren starren Sinn, den sie durchs ganze Leben bewahrte, zu beugen.

Zwei Tage später jedoch brachte der Bediente meines Vaters mich zurück; ich hatte zu sehr nach der Amme geschrien und der gute, besorgte Vater hatte gesürchtet, diese Trennung könnte meiner Gesundheit schaden. Der Mutter Liebling, mein Bruder, war und blieb in seinen Händen, obgleich sie sich an den König von Dänemark wendete und, als selbst das Gesetz den Knaben dem Vater zusprach, diesen mit tausend Bitten bestürmte. —

In einer trost- und schlaflosen Nacht fiel ihr ihr erster Hochzeitstag ein. Mein Vater hatte damals einer dänischen Sitte erwähnt, nach welcher die Braut den Brautkranz und die Strumpfbänder,

die sie an diesem Tage trägt, sich aufzubewahren pflegt, um durch den Anblick von beiden den Eheherrn, wenn er ihr einst im Ehestande eine dringende Bitte verweigert, zu rühren und zu erweichen.

Am Morgen nach dem Hochzeitstage hatte mein Vater seiner jungen Gemahlin ihren Brautkranz eingeseigelt übergeben und zwar mit der Bemerkung: sollte er ihr je eine Blute verweigern und sie würde ihm diesen Kranz geben, so würde er den Wunsch erfüllen und sollte es auch sein Leben kosten.

Gedacht, gethan. Mitten in der Nacht verjah meine Mutter das Päckchen mit seiner Adresse, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen und zwei Tage später kniete mein Bruder Emil zu ihren Füßen und bat für den armen, verlassenen Vater.

Es war umsonst, und schon der nächste Tag fand uns auf dem Wege nach Berlin.

Der Mutter starrer und unbeugsamer Sinn raubte uns Kindern einen guten, edlen Vater.

Sieben Jahre später starb mein Bruder Emil, der Abgott der Mutter, denn er glich ihr an Geist. Sie ließ mich bei den Großältern, reiste im Sommer auf die Güter ihrer Freunde, lebte dort den Wissenschaften und schönen Künsten und kehrte nur im Winter zu uns zurück.

Ich hatte das zwölfte Jahr erreicht, als beide Großältern schnell hinter einander starben, und die Bitten meines Vaters, der unterdessen in französische Dienste getreten war, mich kennen zu lernen immer dringender wurden.

Meine Mutter entschloß sich endlich, mich in das Kloster Alt-Breisach zu bringen; dort trennte mich nur der Rhein von meinem Vater, der in Neu-Breisach Commandant war.

Man führte die Ankommenden in einen großen schönen Saal im obern Stockwerke des Klosters. Dort sollten wir die Ankunft des Herrn von Langeland erwarten.

Meine Mutter schien kalt und ruhig wie immer, ich aber starb fast vor Ungeduld und freudiger Spannung. Mein theurer Vater ließ nicht lange auf sich warten. Bald klinkten militärische Tritte auf der breiten Steintrappe, die zu unserm Gemach führte, die Thür flog auf — o, wie schlug mein junges Herz! — und hereinstürzte ein hoch-

gewachsener, schöner Mann, der jünger schien, als er es wirklich war und mit einer Herzlichkeit und Rührung auf meine Mutter zueilte, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte.

„Friederike!“ rief er mit bewegtem Tone und breitete die Arme aus —

„Herr Obrist! Sie vergessen“ — erwiderte sie mit einer Festigkeit, die mir tief ins Herz schnitt.

Ich eilte, die leere Stelle an seinem Herzen auszufüllen, ich flog in seine offenen Arme. Meine Mutter reiste sogleich wieder ab, ich aber suchte meinem guten Vater ihre Kälte und Härte durch verdoppelte Zärtlichkeit zu vergüten.

O! es war nicht schwer, einem so schönen liebenden Vater mit wahrer kindlicher Neigung anzuhängen. Täglich besuchte ich ihn, täglich erhielt ich neue Beweise seiner Liebe. Mein Kloster und der Vater sind die schönsten Erinnerungen meines Lebens. Ach, dieses Glück war zu groß, es währte nicht lange. Nach zweijährigem Aufenthalte in Alt-Breisach, mit vierzehn Jahren also, mußte ich meine Rückreise nach Berlin antreten, die Mutter wollte es so.

Wenn ich dieses Tages gedenke, fühl' ich ein unbeschreibliches Weh mein Herz zusammenschnüren! Ich fuhr auf dem Rhein nach Mannheim, vorher hatte der Vater mir für ewig Lebewohl gesagt — hatte mir seine Heiligthümer, zwei Ringe mit den Haaren der noch immer geliebten Mutter geschenkt und auf die Seele gebunden — am linken Rheinufer stand mein lieber, schöner Vater in der glänzend gestickten französischen Obristuniform, am rechten Rheinufer stand mein Kloster, aus jedem Fenster winkten die schwarzen Nonnenschleier mir ein letztes Lebewohl nach, dicht am Ufer standen die Pensionärinnen und weinten laut! O wär' ich damals gestorben!

Ich kam nach Berlin und meine Mutter kannte mich nicht. Als ein mageres blaßes Kind hatte ich sie verlassen, als eine wahrhaft schöne Jungfrau stand ich jetzt vor der Erstaunten.

Sie reiste mit mir nach Stettin, wo ihr jüngerer Bruder Hauptmann war. Zwei Jahre lebten wir bei meinem Onkel, der nicht verheirathet war, da stürzte er eines Tages beim Manövre mit dem Pferde und acht Tage später lag der

lebensmuthige Mann — unsre letzte Stütze, unser letzter Schutz — als Leiche auf der Bahre.

Mit tiefem Groll gegen das Schicksal und schwerem Herzen beschloß meine Mutter, die Heimat für immer zu verlassen, wo sie alle ihre Theuren vor sich hatte müssen ins Grab steigen sehen.

Wir gingen in die Schweiz, und in der Nähe des Schlosses der Königin von Holland lebten wir ungefähr drei Jahre. Prinz L. machte mir damals auf eine sehr auffallende Weise den Hof, doch eine innige, wenn auch nie ausgesprochene Liebe zu einem armen Studenten wahrte mein Herz. Es blieb dabei, daß er täglich mit der Mutter Schach spielte und mir die schönsten Blumen brachte, die aufzutreiben waren.

Im Winter lebten wir in Constanz am Bodensee und dort war es, wo ich auf so merkwürdige Weise zum Theater kam.

Die in Constanz lebende Aristokratie pflegte sich die langen Winterabende durch Aufführungen kleiner, theils deutscher, theils französischer Comödien zu verkürzen, und es schmeichelte der Eitelkeit meiner Mutter nicht wenig, als ich dringend gebeten wurde, thätigen Antheil daran zu nehmen. Mir selbst war dieser Gedanke beängstigend. Ich besaß stets einen hohen Grad von Schüchternheit und Befangenheit, über welche beide vorherrschende Eigenschaften meine Mutter, welche einen wahrhaft männlichen Geist hatte, nicht selten in Zorn gerieth.

Auch diesmal wurde meine schwüchtere Dreyförmigkeit wegen des Comödienpielens sofort verworfen und ich trat mit Zittern und Zagen als ein Landmädchen in einem französischen Vaudeville zum ersten Male vor die entzückte Noblesse. Da dieselbe meistens aus meinen und meiner Mutter Freunden bestand, war es nicht schwer, Beifall zu erringen. Ich sah gut aus, ich sprach fertig französisch, was bedurfte es mehr unter guten Freunden?

Meine Mutter, verblendet durch diesen Success, glaubte von nun an, ich sei für die Bühne geschaffen und machte in dem Enthusiasmus, den sie für jede Kunst hegte, schon weitausehende Pläne in Betreff der künstlerischen Zukunft, die mich erwartete.

Wie viele täuschen sich in dieser Hinsicht! Ein Talent, das in geselligen Zirkeln excellirt, ist

darum noch lange kein Talent für die Oeffentlichkeit. Wie schmilzt es oft, daß sich in den Kreisen der Freunde und Bekannten aus Gefälligkeit bewundern ließ, vor dem theilnahmlösen großen Publikum zusammen! —

Was mich nun betraf, so hatte ich gar kein Talent für die Bühne; meine Jugend und Schönheit mußte allein für diesen Mangel in die Schranken treten. Selbst der Beifall meiner Freunde ermunterte mich nicht zu größern Anstrengungen, und mit Schrecken hörte ich, daß meine Mutter mit Ungeduld der Ankunft einer großen reisenden Schauspieltruppe entgegenseh, wo ich dann auch vor dem großen Publikum und unter Künstlern geprüft werden sollte.

Wohl mochten viele unserer aristokratischen Freunde diesen Schritt mißbilligen, doch die Willensfestigkeit und die fleckreiche Eloquenz meiner Mutter hielt alle Bemerkungen nieder. Auch war es bekannt, daß unsere Vermögensumstände keineswegs brillant genannt werden konnten und daß die Freigebigkeit und splendide Haushaltung meiner Mutter früher oder später andere Hülfquellen nöthig machen müßte.

Die Schauspieltruppe kam, der Direktor nahm mit Freuden den Vorschlag an, mich als Novize der Kunst, versteht sich ohne Besoldung, unter seine Künstler aufzunehmen.

Er that auch sehr wohl daran, denn er konnte gewiß sein, daß, wenn ich spielte, die ganze Aristokratie seine theuersten Plätze füllte.

So vergingen mehrere Monate, ich trat in kleinen Partien, die mir meine Mutter mit Strenge und Genauigkeit einstudirte, immer öfter auf und da dies jedesmal in den auerlesensten und prächtigsten Anzügen geschah, war der Jubel unserer Freunde über meine angenehme Erscheinung stets gleich groß. Nach dem übrigen Publikum wurde nicht gefragt. Ich jedoch blieb immer unthlos, immer ängstlich. Wenn ich spielte, saß meine Mutter in der ersten Coullisse und las mir die Worte vom Munde, wenn ich abging, tadelte sie mich über das und jenes, wenn ich nach Hause kam, wurde eine neue Rolle unter meinen Thränen und Herzklopfen einstudirt. Trotz der sichtbaren Zeichen des Widerwillens und der Angst, mit denen ich an jede

neue Aufgabe ging, ließ meine Mutter mir doch keine Ruhe und träumte fortwährend von meiner künstlerischen Zukunft.

Da der Direktor der erwähnten Schauspielergesellschaft von Constanz nach St. Gallen ging, verabredete sie mit ihm ein Gastspiel daselbst für mich. — Sie ordnete ihre Angelegenheiten, verließ Constanz und fuhr mit mir in ihrem eigenen Wagen und Postpferden nach St. Gallen. Es war das letzte Mal, wie ich mich recht wohl erinnere, daß wir so vornehm reisten.

Wir kamen wenig später als die Gesellschaft an, stiegen im ersten Gasthof ab und meine Mutter hatte die Befriedigung, daß mein Erscheinen an der Wirthstafel große Sensation erregte. Ich trug ein schwarzes Sammtkleid, welches von meinem Teint und blondem Haar vortheilhaft abstach.

Am Nachmittag war Probe. Ich sollte als Emma von Falkenstein in den Kreuzfahrern auftreten und dadurch die erste Vorstellung auszeichnen.

Ich werde sie nie vergessen, diese Probe. Meine Mutter saß in der ersten Coullisse wie immer, Regisseur und Direktor am Souffleurkasten in höchster Erwartung, ja es hatten sich sogar einige Gäste von der Wirthstafel im Zuschauerraum eingefunden.

Raum hatte ich eine Scene gespielt, so sahen Regisseur und Direktor sich bedeutend an und kamen dann einmüthig auf mich zu, um mir zu versichern, daß ich unmöglich die Emma von Falkenstein so spielen könne. Meine Mutter trat herzu, ich weiß nicht, was sie sagte, nur dessen erinnere ich mich deutlich: die Probe wurde aufgehoben und aus meinem Auftreten in den Kreuzfahrern wurde nichts.

Der Direktor erklärte, ich müsse mit sehr kleinen Rollen anfangen. Meine Mutter, obgleich ihr Stolz sehr verletzt ward, und ich dies bisweilen übel empfinden mußte, willigte darein und ich trat mehrmals und in großen Zwischenräumen in sehr kleinen Partien auf. Endlich wurde beschlossen, es wieder einmal mit einer größern zu versuchen. Die dazu getroffenen Anstalten waren glänzend zu nennen, und selten ist wohl eine Theatersee mit solchem echten Glanz erschienen, als ich in jenem Stücke, dessen Namen ich aber vergessen habe.

Mütterliche Liebe und Eitelkeit hatte es an nichts fehlen lassen.

Am Morgen auf der Probe war alles gut gegangen. Ich mußte, so wie sich der Vorhang zum ersten Male erhob, heraustraten auf die Bühne, ungefähr bis zum Souffleurkasten gehen, dort eine Bewegung mit meinem Feenstäbchen machen und dann einige Verse sprechen.

Der Abend kam, nun stellte sich wieder mein unheimliches Bittern ein, welches jedem Auftreten vorauszugehen pflegte, als meine Mutter mit wichtigen und ernstern Ermahnungen auf mich zukam, und vor ihrem Blicke auch jeder Schatten von Muth aus meiner Seele entwich.

Der Vorhang ging auf, ich trat heraus, ging bis zum Souffleurkasten, wußte mit einemmale nichts mehr von meinen Versen, machte die Bewegung mit dem Stäbchen und — ging wieder ab. In der Coulisse stand der erboste Direktor, er schickte mich wieder hinaus, indem er einige Flüche murmelte. Ich gehorchte, aber halb wie im Traume.

Bei dem unheilvollen Souffleurkasten-wiederum angelangt, der andern ein Retter erscheint, mir aber in meiner Geistesabwesenheit gar nichts nützte, machte ich dasselbe Manövre und ging — da mich meine Kräfte zu verlassen schienen, und ich eigentlich kaum mehr wußte, was ich that — wieder ab. Diesmal lief ich dem Regisseur in die Hände, der mich fast hinausstieß, nämlich auf die Bühne. Da drehte sich mir alles im Kreise, ich sah und hörte fast nichts mehr und brach in meiner schönen Feenkleidung dicht vor dem Souffleurkasten, glaube ich, zusammen. Der Vorhang mußte fallen.

Wie sich das Publikum bei dieser Scene verhielt, weiß ich nicht zu sagen, habe es auch nie erfahren, denn meine Mutter durfte später nie an diesen Abend erinnert werden.

Sie war wüthend, ich weinte. Alle Theatergegenstände wurden verkauft, ich möchte sagen: verschleudert; denn meine Mutter fragte nicht danach, was ihr für die theuersten und schönsten Garderobestücke geboten wurde, sie wollte nur alles los sein, was sie an den fehlgeschlagenen Theaterversuch erinnern konnte. Es war nun fest und unwiderrüßlich beschlossen: nie sollte das Theater auch nur mit einem einzigen Worte wieder erwähnt werden.

Wir verließen St. Gallen und gingen in eine andere Stadt der Schweiz, wo wir, da unser

Vermögen durch so bedeutende und unbelohnte Anstrengungen sehr geschmolzen war, eine Art Unterrichtsinstitut für Mädchen gründeten. Dies glückte besser, als die künstlerischen Bestrebungen.

Meine Mutter verstand mehrere Sprachen, ich war wenigstens des Französischen vollkommen mächtig, hatte im Kloster zu Alt-Breisach eine große Fertigkeit in den feinsten und schönsten Frauenarbeiten erlangt und binnen kurzer Zeit standen wir uns monatlich über vierzig Thaler.

Welcher böse Geist trieb mich damals, in dies endlich wiedergefundene Friedensasyl Unheil und Betrübniß zu bringen!

Ich bin eigentlich mein ganzes Leben hindurch stets mehr leidend als handelnd gewesen und auch diesmal war meine Mutter die mittelbare Ursache meiner veränderten Sinnesweise.

Seitdem sie mir so streng verboten hatte, je wieder an das Theater zu denken, dachte ich nur um so fleißiger daran.

Ich bedauerte und beweinte im Stillen den fehlgeschlagenen Versuch, wünschte es besser machen zu können und studirte in einsamen Stunden nichts als Rollen.

Ich erinnere mich eines Abends, wo meine Mutter ausgebeten war, und ich allein zu Hause geblieben. Das waren meine seligsten Stunden. Ich hatte mir einige Ellen weiße Gaze gekauft und davon eine Art Preziosakostüm mit Bändern und Blumen fabrizirt; den Turban, den ich dabei für unerläßlich hielt, wand ich aus einem seidnen Tuche zusammen und probirte so, vor dem Spiegel stehend, den ganzen Abend Preziosa. Da, o Schrecken! kam meine Mutter unerwartet früh nach Hause, sah mich in jenem Auszuge, gerieth in heftigen Zorn und verbrannte meine mühsam herbeigeschaffte Garderobe.

Ich weinte bittere Thränen, gelobte mir aber im Stillen, nun erst recht eifrig Rollen zu studiren.

Das that ich auch, obgleich ich und meine Mutter darüber endlich in eine Art Feindschaft geriethen. Sie verfolgte meine jetzt aufkeimende Lust zum Theater mit eben so viel Tyrannei und Härte, als sie früher angewendet hatte, um mich dazu zu zwingen. Als wir eines Tages wieder einen heftigen Wortwechsel gehabt hatten, beschloß ich, sie heimlich zu verlassen und zum Theater zu gehen.

Ich säumte nicht lange mit der Ausführung meines Entschlusses. Einige Gazerdäcken waren wieder angeschafft worden, um bei einem Auftreten als Preziosa zu glänzen, meine übrige Garderobe schnell zusammengepackt, und ein schöner Herbstmorgen fand mich auf der Reise nach Mannheim.

Da meine Baarschaft sehr gering war, eilte ich, mich dem dortigen Theaterdirektor vorzustellen, als ich kaum angelangt war.

Man führte mich in ein prächtiges, mit rothen Vorhängen verhangenes Zimmer, durch welche die Sonne kaum hindurchzudringen vermochte.

Der Direktor kam, lächelte bei meinem Anblicke sehr und als ich zitternd und stammelnd mein Gesuch um Engagement anbrachte, zog er mich rasch auf einen Divan an seine Seite nieder und sagte: „das wird sich finden.“

Bald bemerkte ich, daß es sich hier weniger um eine Probe meines Talentes, als meiner Tugend handeln werde und mit Entrüstung wies ich den Mann von mir.

Jetzt begann ich meine Schutzlosigkeit zu fühlen, ich mußte meine Ohringe verkaufen, um nach Frankfurt zu kommen und dabei noch Mangel aller Art erdulden. Aber meiner Mutter zu schreiben, oder zu ihr zurückzukehren — das kam mir nicht in den Sinn. Ich kannte ihre Unbeugsamkeit, ihre eiserne Strenge und mußte sogar fürchten, wenn ich selbst meinen Stolz bezwingen wollte, von ihr zurückgewiesen zu werden.

Es gelang mir, in der Umgegend Frankfurts bei einer kleinen reisenden Gesellschaft Engagement zu find. n. Dort spielte ich (wie man beim Theater zu sagen pflegt) alles, was gut und theuer ist, und gewann nach und nach für solche Verhältnisse so viel Routine, um mich nach einem bessern Engagement umsehen zu können.

Ich wenigstens wähnte mich dazu berechtigt, weil sich meine frühere Angst beim Auftreten in so weit verloren hatte, daß ich im Stande war, meine großen Rollen (lauter erste Liebhaberinnen) ohne Steckenbleiben herunter zu leiern. Das Gesuchte fand sich leider nicht. Ich wechselte zwar die Truppe, aber nur insofern, als ich jetzt in Thüringen herumreiste, wie ich es früher in der Nähe

von Frankfurt gethan. Die künstlerischen sowie pekuniären Verhältnisse blieben gleich schlecht.

Um die nöthige Theatergarderobe, wenngleich auf der niedrigsten Stufe der Eleganz stehend, herbeizuschaffen, habe ich zu jener Zeit oft Wochen lang von trockenem Brode, Kartoffeln und etwas dünnen Kaffee gelebt.

Doch freudig und gleich eifrig brachte ich der Kunst (in meinen Gedanken) dieß Opfer.

Endlich fand ich ein Engagement am Hoftheater zu Altenburg. Es war dieß auch eine herumziehende Truppe, die die Ehre hatte, dort vor der fürstlichen Familie zu spielen, allein welch' ein Klang in meinem Ohr: Ein Hoftheater!

(Schluß folgt.)

Bur Charakteristik der Theaterzustände.

Eine Theatervorstellung in einem Dorfe.

Von

Emil Müller.

Folgen Sie mir, geehrte Leser! Es gilt das Versprechen, welches wir dem Herrn Direktor gegeben haben, eine seiner Theatervorstellungen zu besuchen, einzulösen. Ich glaube nicht, daß Sie mich allein wandern lassen, sondern gern ein kleines Opfer bringen werden, bestehend in den wenigen Groschen, welche wir als Eintrittsgeld bezahlen müssen, um in das gesellige Leben der Dorfbewohner einen Blick zu thun. Wir verzichten auf all und jeden Kunstgenuß, dies ist ein Geständniß, mit dem wir die Wanderung in das Schauspielhaus antreten, ein Geständniß, welches uns überall: im Theatersaale, von den Bänken, aus den Blicken, Gebärden der Zuschauer, vom Vorhange, hinter den Decorationen hervor und an dem Spiele der Schauspieler mit Riesenschritt unsern Blick trüben wird. Allein was thut's, der Direktor hat unser Versprechen hoch aufgenommen und uns von einer Vorstellung zur andern erwartet. Und heute soll nun die letzte sein, was bleibt uns übrig, als ins Theater zu schlendern! Frisch denn ans Werk!

Ha! da kommt auch schon der lang erwartete Zettelträger und überreicht mit feierlicher Miene den Theaterzettel und ein Gedicht! Was wir mit legerem beginnen sollen und wozu es uns überreicht worden ist, vermögen wir nicht zu ergrübeln, bis uns ein

Blick auf die Anfangszeilen Aufklärung giebt. Dankend für die kleine Probe des Ergusses eines dichterischen Gemüthes bedauern wir, bisher von seinem Dasein nur sehr zweideutige Kunde gehabt zu haben. Der gute Mensch spricht von den frohen Stunden, die er im Dorfe verlebt, von dem herben Schmerze, uns heute zum letzten Male den Zettel bringen zu müssen, von dem süßen Entzücken, welches ihm die Erinnerung an den Aufenthalt im Dorfe bereiten wird. So meldet die erste Strophe des Gedichts. Schnell raffen wir alle Zettel, die er bisher gebracht hat, zusammen — diese Documente der Thätigkeit des Herrn Direktors müssen ja in einem zweiten, vielleicht noch in einem zehnten Orte denselben Dienst, wie in unserem versehen — und wünschen dem jugendlichen Dichter auf seiner fernern Laufbahn das beste Wohlergehen. Allein entweder ist der Mensch taub, oder der Schmerz der Trennung hat alle seine Willenskraft gelähmt, er bewegt sich nicht von der Stelle, reibt sich nur in Pausen die kupfrige Nase. Er starrt mich, ich starre ihn an. Ha sollte er noch ein Gedicht improvisiren wollen, so denke ich und lausche auf die Bewegungen seiner Lippen. Doch umsonst mein Hoffen, Schweigsamkeit ist eine hohe Tugend! Schon besürchte ich, es möge sich in seinem Gehirne ein ellenlanges Gedicht herumwälzen, ohne aus dem verschlossenen Hirnkasten auf die Worte entzündende Zunge gelangen zu können, als ein Seufzer der Brust sich entringt und ein Fallen dem Munde entströmt: „es ist heute recht durstiges Wetter!“ Dieser unerwartete Ausbruch machte ungefähr auf mich den Eindruck wie ein auf Champagnerflaschenart gekorktes Glas, welches zur Täuschung durstender Seelen anstatt des lebenden Sekts nur moussirendes Wasser spendet. Was that es aber, daß in der Nacht die Kälte von zehn Grad zehn Blumen auf die Fensterscheiben gezeichnet hatte, der Mensch war ja ein Dichter und ein Dichter kann im Sommer frieren und im Winter schwitzen — wenigstens in seinen Gedichten!

„Also Sie möchten gern zu trinken haben?“ frage ich. „Leider kennt mein Keller den Götter- und Dichtertrank, Nektar, nicht, aber ein Krug ächtes Kulmbacher sei Ihnen mit Freuden kredenzt!“

„Ach wat,“ gurgelte er hervor, „Sie verstehen mir nicht, von dickem Trank und Necken is gar nich die Rede nich. Sehen Sie doch man meine Stiebeln an, wie die dat Maul aussperren und nach Luft schnappen duhn. Un ich habe keen Geld, mich en Paar neie Sohlen unner die Beene kleistern zu lassen. Wenn Sie mich eene geringe Kleenigkeit vor alle meine Mihe schenken dächten, so wäre mir det sehr günstig! Verstehen Sie mir mal recht!“

Jetzt hätte ihn selbst der Dümme ver-

standen, doch mein Erstaunen legte sich sobald nicht. „Sind Sie denn nicht der Verfasser des Gedichts?“ „Ne,“ grinzte er, „mit solchen Dingersch gebe ich mir nicht ab. Dat is man bloß des Anstands wegen, meint der Direktor, det man dat Pobelkum uf eene feine Art an seine Schuldigkeit erinnern duht. Un dessertwegen is so eene Porzjon von Blättern mit allerhand kleenen Karben (carmen vielleicht) bedrückt, die ich beim Abschied den gerührten Leuten in die Hände drücken duhe un mich eene kleene Begegenschälligkeit ausbitte. Übersicht nu lassen Sie mir nich länger warten, det Gescheft un meine Schefte hoben Gile!“

„So Lieber, hier die Zettel und da das Geld.“ „Man bloß zwee schäbige Groschens! Na hören Sie, Sie können mir gewogen bleiben!“

Mit diesen Worten warf er die Thür dröhnend in die Angel und sich in eine kühne Stellung und trollte davon.

Verschiedene Interjektionen lösen unsere Zunge von dem Banne, in den das Erstaunen sie gelegt hatte und wir wünschen dem Musenöhne „glückliche Reise!“

Aber alle Achtung vor dem Talente dieses Zettelträgers, ein harter, rauher Kern kann den süßesten Saft im Innern verbergen. Wer wird sich deshalb wundern, daß dieser talentvolle Anfänger vor wenigen Tagen den alten Moor in den „Räubern“ so naturwahr und auf eine so haarsträubende Weise ins Grab gespielt hatte, daß ihn am Schlusse der Vorstellung eine Gratification von mehreren Maulschellen, aus den knöchigen Händen des Direktors geflossen, wieder zur Besinnung bringen mußte.

O wehe, wir haben den Zettel der heutigen Vorstellung zurückgegeben! Wie hieß doch das angekündigte Stück? Wichtig es war Raupachs „Schule des Lebens.“ Wir entsinnen uns auch noch, daß auf dem Quartblatte mehrere mit Tinte ausgeführte Striche unter den Personen des Stückes entseztlich gehaust hatten und daß von der Zahl derselben nur sehr wenige des Vorrechts genossen, für spielbar zu gelten.

Der Abend kommt; um acht Uhr soll die Vorstellung beginnen, wir wandern also um halb acht in die Dorfschenke — in das Schauspielhaus. Es will zwar ein aus der Schenkstube dringender Fuselgeruch unseren Geruchsnerven nicht sehr behagen, noch uns in eine höhere Stimmung versehen, allein wir beachten ihn nicht weiter und steigen wohlgemuth eine Treppe hinauf, welche so breit ist, daß, wenn auf ihr sich zwei Menschen begegnen, nothwendig der schwächere blaue Fleck davontragen muß. Oben angelangt sehen wir uns rathlos nach dem Portier um, kein Mensch hindert uns in den Saal zu treten. Allein wir haben noch so viel Sinn

für Redlichkeit, daß wir den Herrn Direktor nicht um das Eintrittsgeld betrügen; es erscheint auch endlich auf wiederholtes Rufen die Frau Direktorin und ein junger Mensch tritt als Thürsteher an den Saaleingang. Jene setzt sich mit Grazie an den neben die Treppe gestellten Tisch und schließt geräuschvoll einen auf ihm stehenden Kasten auf, aus welchem sie die verlangten Billets nimmt. Während wir, Mann für Mann, fünf Groschen entrichten, (natürlich gehen wir auf den ersten Platz) stellen wir Vermuthungen über den Inhalt des Kastens an, der vielleicht mehr werth ist, als allabendlich Geld sich in ihm verbirgt. Die Frau Direktorin schüttet nämlich unser Eintrittsgeld in ihn; ob wohl den Abend über noch viele Groschen- oder Thalerstücke in die Theaterkasse fließen? Bis jetzt sieht es in ihr sehr windig aus, wie Loporello sagt, denn unsere Silbergroschen finden nur wenige Stiefbrüder, Dreier und Pfennige. Und in einer Ecke des Kastens ruhen so bescheiden die Eintrittsbillets, eine kleine Schaar, welche noch nicht einmal jeden Abend das Glück genießt, aus der Hand der Frau Prinzipalin durch die einer schönen Zuschauerin in die Faust des Portier zu spazieren.

Eine Bitte um den Theaterzettel wird zwar bejahend beantwortet, aber nicht erfüllt. Raun haben wir das Billet in die Tasche wandern lassen und sind zwei Schritte gegangen, so wird es uns auch schon wieder abgefordert, denn die schmale Thür zur Linken jenes Tisches ist der Eingang in den Theateraal. Nachdem unser Ellenbogen eine Schaar von Bauerjungen, welche sich, wie Cerberus vor den Eingang zur Unterwelt, vor die Thür des von feinem Lichtstrahle erhellten Saals gestellt haben, freundlich zur Seite gedrängt, gehen, oder vielmehr stolpern wir getrost in die Finsterniß und tappen freilich mit großer Gefahr für unsere Nase und Schienbeine an mehreren Bänken und hervorspringenden Pfosten vorbei. Wir sind zwar ganz unbekümmert um das Geldluder der Dorfsjugend, welches wie eine Sackpfeife unsern fortwährenden Kampf mit Körben, Stuhllehnen, Pfeilern u. s. w. begleitet, wissen aber zuletzt in der egyptischen Dunkelheit keinen andern Rath als stillzustehen und der Hoffnung zu leben, daß auf die Nacht Licht folgt und erinnern uns der weisen Lehre, daß, wer genießen will, auch Unannehmlichkeiten zu bestehen hat und geduldig ertragen muß. So auf die immer frisch sprudelnde Quelle unserer Gedanken angewiesen, entschlüpfen unsern Lippen die Worte: „Kein Licht versendet Schatten, kein Strahl durchzittert den Saal,“ nur ab und zu durch ein leises Geflüster zweier Menschen in unserer Nähe in der Ideenverbindung gestört.

Sehen wir also in der That nichts, was in dem Saale vorgeht, so sehen und hören wir desto mehr

von der Dorfsjugend außerhalb der Thür. Diese Schaar, welche sich auf die bestmögliche Art durch Dummheiten die Zeit verkürzt und in jeder Form von Humor, Wig, Satire die Geisteskraft bekundet, hat sehr stark die Absicht, der Vorstellung beizuwohnen, aber nicht im mindesten Lust, sich für den dritten Platz zu ein Groschen drei Pfennige Billets zu lösen. Einzelne machen daher theils vergebliche, theils aber auch glückliche Versuche, die von dem kleinen Portier bewachte Schwelle zu überspringen und da es hierbei an komischen Ausritten nicht fehlt, so haben wir fortwährend Unterhaltung und verspüren die Langeweile nicht.

Ah, jetzt athmen wir tief auf; es wird Licht! Zwei Talglichter vor der Bühne sind angezündet und zeigen uns, o Bonne! den Vorhang. Freilich erblicken wir rings um uns nur kahle Wände und harte Bänke, aber was thut's, wir haben ja auch das Roß nicht gefattet zum Ritt in das alte romantische Land, sondern haben einen Klepper bestiegen, welcher uns in die Sandwüste schleppen soll. — Da o Schauder! unser Hut schwimmt in einem Wasserbottich, welchen die Frau Direktorin in Ermangelung eines geeigneten Platzes zur Reinigung der Wäsche hat in den Saal stellen lassen. Aber der kleine Unmuth über den eingeseiften Hut verschwindet; wir erblicken ja in die Ecke gedrückt das flüsternde Paar — junge Eheleute, welche den ersten Abend der Flitterwochen, natürlich für Freibillets (bei ihnen wohnt ja ein Schauspieler) in der Welt der Täuschung verleben wollen. Ei was, auch wir wollen vergnügt dreinschauen, wengleich unsere Umgebung, der vergelbte Vorhang, die durch- und übereinanderstehenden, unsaubern, hölzernen Bänke, die ärmliche Beleuchtung uns in eine sehr prosaische, gedrückte Stimmung versetzen möchten. Weshalb sollten wir klagen! Ist nicht der Tanzsaal so gut als möglich in ein Theater umgewandelt; was thut es, daß jeder Comfort fehlt! Unzufriedener, geh nach andern Dörfern und sieh, an welchen Orten dort Schauspielvorstellungen gegeben werden; nur sehr wenige Dorfschenken haben einen so großen Tanzsaal, wie die unsere; wisse, Du Ueberfeinerter, daß oft genug in Ermangelung jedes bessern Lokales in manchen Dörfern in Scheunen Thalia Einzug hält, und Du wolltest über die Armeligkeit unseres Theaterjaals klagen! O über uns kitzelnde Menichlein, welchen nur das ausgeputzte Raffinement der Theaterdirektoren Theilnahme für das Schauspiel einflößen kann! Fast möchte man die einfachen Naturherzen der Dorfbewohner glücklich preisen, welche schon vor Freude hüpfen, wenn sie in dem Saale, wo sie so oft geländert und gewalzt haben, vor dem Geheimniß bergenden Vorhänge sitzen, sie können noch lachen, wenn sie auf der Bühne einen

Nähen sehen, wir dagegen — können nur verächtlich die Nase rümpfen! Unsere Gedanken werden von diesem Thema durch ein von der Treppe tönendes Räkern abgelenkt; wir irren uns nicht, es kommen Zuschauerinnen, junge Dorfschönen. Da wir nun ahnen, daß die Damen, und hätten wir die Plätze mit Taschentüchern, Hüten, Notizbüchern und dergleichen Taschengeräthschaften belegt, unsere Vorsichtsmaßregeln eben so wenig wie uns selbst beachten werden, so eilen wir auf unsern Platz: natürlich die erste Bank — der erste Rang. Mitten vor dem Vorhange fassen wir Posto und strecken unsere Beine mitten durch den Orchesterraum nicht etwa aus Flegerei, sondern weil wir nicht wissen, wohin wir sie sonst richten sollen. Andächtig blicken wir durch ein Loch im Vorhange, natürlich erster Größe, (denn beiläufig gesagt, wollten wir alle Löcher erster bis zwanzigster Größe zusammenzählen, so müßten wir uns sicherlich Herrn Dase aus Berlin verschreiben) und versenken uns in den Anblick eines phantastisch gekleideten Menschen, welcher sich eifrig bemüht, den Hintergrund auf die zierlichste und anständigste Weise zu flicken und seine Blößen zu bedecken. Daß sein Wille besser ist als sein Kleister, und daß mehre Streifen Papier, mit dem heftigsten Druck aufgeklebt, eigenstinnig stets wieder abfallen, ist eine Bemerkung, die uns unwillkürlich auf Ideen über die Halsstarrigkeit vieler Menschen führt und uns so in uns selbst vertieft, daß wir nicht bemerken, wie sich der Saal nach und nach mit Individuen, (Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich, Mann und Weib — alle brüderlich und schwehsterlich nebeneinander) füllt, bis uns ein empfindlicher Rippenstoß den Träumereien entreißt. Und da jetzt auch ein Musikus vor uns auf der Geige ohrzerreißende, stets mißlingende Versuche macht, sie zu stimmen, so werden wir wohl in der Welt, die uns von allen Seiten mit Ellenbogen und kannibalischen Stiefeln, oder mit trivialem Geisprache, sicherndem Geflüster, prahlenden Schmeicheltreden bedroht, uns so gut als möglich sichern. Eben machen wir Anstalt aus vollem Herzen recht gedankenvoll zu gähnen, als der vor uns stehende Vosaunist sein Instrument durch Auf- und Zuschieben rastlos in Bewegung setzt. Wir befürchten sehr ernstlich, er werde in seinem Eifer und nur aus Versehen uns in den geöffneten Mund fahren. Da wir aber zum Glück hohler Zähne, die wir ausge schlagen wünschten, uns nicht erfreuen, so halten wir schnell die Hand vor den Mund und unterdrücken, auch wohl des Anstands halber, das Gähnvergnügen. Indes die Zahl der Rippenstöße wird immer größer und wir sehen uns endlich nach der Ursache der empfindlichen Berührung um. Hinter und neben uns ist ein wüßtes Geränge entstanden; jeder bemüht sich

dem andern den Sitzplatz streitig zu machen; ja auf der dritten Bank entsteht im Schauspielsaale ein Schauspiel, wie man es zu sehen nur in der Schule von übermüthigen Knaben gewohnt ist. Die Bank ist, bis auf eine kleine Ecke an jeder Seite, mit jungen Damen besetzt und der schmale Raum, welcher noch leer ist, eignet sich am besten, um die Bierkrüge aus der Hand zu setzen, was denn auch schon mehre stehende gethan haben. Allein zwei übermüthige Bursche bemächtigen sich plötzlich durch einen Gewaltstreich des Fleckchens Bank und drücken mit aller Gewalt von beiden Seiten die Vertreterinnen des schwachen Geschlechts nach der Mitte zu in einen Knäuel zusammen, eine Arbeit, welche einen endlosen Jubel bei allen Umstehenden hervorruft. Die geängsteten Würmer schreien zwar Zeter, allein je freischender die Schmerzensäußerungen, desto hitziger werden die Anstrengungen der beiden Helden. Wir gerathen auf die Vermuthung: es repräsentire jeder von ihnen beiden einen magnetischen Pol und werde von der Nähe des andern angezogen. Wahrscheinlich würde sich die Arbeit beider Pole auch auf den andern Bänken zu einem endlosen Progreß erweitert haben; schwache Versuche magnetischer Anziehungskraft zeigen sich auch auf der vierten und fünften Bank; wenn nicht zwei andere Bursche, um der Lage der gepeinigten Mädchen eine andere Wendung zu geben, plötzlich die Bank erfaßt und die auf ihr sitzenden die Bekanntschaft mit dem Fußboden hätten machen lassen.

Im Hintergrunde erhebt sich plötzlich ein wiederherdes Geschrei, und aller Blick richtet sich nach einer Art Gallerie, welche, wie wir später erfahren haben, an den Tanzabenden der Standort der Musici, jetzt in den dritten Platz verwandelt worden ist. Wir staunen, denn eine Anzahl jener Bursche, welche vorhin die Thür besetzt hielten, haben mit einem Gewaltstreich den Platz erobert und gebekren sich wie Sieger einer lange vergeblich belagerten Festung. Sollen wir die Schlaubeit der Direktorin nicht bewundern! Da sie gemerkt, daß für den dritten Platz sich gegen Entrichtung des Eintrittspreises (1 Groschen 3 Pf.) kein Zuschauer finden wird, so hat sie erst einem, dann einem zweiten und dritten, welche sich als Glaqueurs angeboten hatten, den unentgeltlichen Eintritt in den Saal gestattet. Aber nun war der Weg geöffnet und wie ein glühender Lavaström war die ganze Horde nachgedrungen und hatte das letzte Hinderniß, den Portier, durch wohlgezielte Puffe unter den Wasserbotich getrieben. Zwar schimpfte die er kleine Mensch, wie der Herr Musikdirektor sehr richtig bemerkte, gleich einem Robrsperrlinge; allein auch sein Unmuth wurde gestillt, auch sein Sehnen befriedigt, auch sein Mund gestopft, als ihm ein gut-

müthiger Tropf aus Erkenntlichkeit gegen die Frau Direktorin, welche that, als habe sie von dem gewaltigen Einbruche nichts bemerkt, sein halbes Abendbrod — ein fingerlanges Stück Blutwurst und eine ungefähr fünf Pfund schwere Brodscheibe in die Tasche schob. So war plötzlich der dritte Rang vollständig besetzt, und wir wären ungerecht gegen den guten Willen der Cerberi, wollten wir leugnen, daß sie für die erwiesene Wohlthat sich dankbar bezeigt hätten. Zunächst thaten sie das nur Mögliche, das Orchester zu ersetzen und strengten körperliche wie geistige Kräfte an, um dem übrigen Publikum den Mangel an Musik durch stets wechselnde Unterhaltung nicht fühlbar zu machen. Wirklich war das Orchester schon bis auf einen Mann vollzählig, allein der Musikdirektor wagte nicht ohne diesen, den Vertreter der Bassgeige, mit den übrigen 4 Männern die Zwischenmusik zu beginnen; und den Bassgeiger aus der Wirthsstube, wo er sich durch Bier und Brantwein in eine lustige Laune gezeigt hatte, in das obere Stock zu locken, war bis jetzt eine erfolglose Arbeit sämmtlicher Schauspieler gewesen. Was thun? spricht Zeus — oder vielmehr der Musikdirektor! Und er setzt die volle Bierflasche an den Mund und zieht in vollen Zügen das Weißbier mit einer bewunderungswürdigen Seelenruhe, wie sie der, gleichfalls von Durst gereinigte, Bassist eine Treppe tiefer nicht empfindet. Eben ist an ihn wieder ein Bote geschickt, mit der ernstlichen Mahnung, falls er nicht sogleich oben erscheine, verliere er seine Anstellung als Orchestermitglied. Fruchtlose Einsüchtung, auf die er nur antwortet: wenn er heute Abend noch hinaufkomme, was er erst überlegen wolle, so werde er des Späßes halber einmal auf dem Rücken des Musikdirektors geizen!

Nun vorläufig mag er uns nur mit diesem neuen Experimente verschonen und ruhig unten den Rausch auschlafen, noch werden die Zuschauer durch das Galleriepublikum auf die harmonischste Weise unterhalten.

Ein durchtriebener Schusterlehrling hat mit einer komischen Exclamation, welche wiederzugeben wir außer Stande sind, aber viel Aehnlichkeit mit dem Geheul eines Hundes oder dem Gekreisch einer auf dem Schwanz getretenen Katze hatte, eine momentane Nähe hervorgebracht. Er benutzte diesen gelegenen Moment, um seine Kunstfertigkeit auf der Naturflöte zu zeigen und beginnt zu pfeifen: „Ach Du lieber Augustin,“ offenbar um seinen Nachbar, der mit dem gekürzten Namen „Just“ angeredet wurde, zu forren. Dieser aber nimmt die Verköhnung übel auf, und plötzlich bleibt der Naturflötist, durch eine schallende Ohrfeige seiner Fassung beraubt, zum großen Bedauern aller lauschenden Zuhörer mitten

in einer wohl angelegten Cadenz stecken und legt den Bibelvers: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ eigenmächtig aus in: „Backe um Backe.“ Seine verlorene Fassung sucht er durch die Fassung des andern wieder zu gewinnen; allein von dem jetzt sich entspinrenden Kampf hören wir nur die dröhnenden Faustschläge und die beider Muth auf den höchsten Gipfel fackelnden Anreizungszeichen der Nächststehenden, irgend etwas Charakteristisches bei dem allgemeinen Gewoge der Köpfe zu sehen ist uns unmöglich.

Ein anderer hat mit grenzenloser Anstrengung aus dem Chaos von unartikulirten Lauten seiner Kehle drei Töne gangbar gemacht und bemüht sich mit rastlosem Eifer: „ein freies Leben führen wir“ auf diese drei Töne zu transponiren. Daß selbst noch diese drei zuweilen den Dienst versagen, bringt wohl uns, nicht aber den Sänger in Angstschweiß; auch ersezt er redlich, was der Stimme am Anfang abgeht, durch intensive Kraft seiner Töne.

Ein dritter hat mit Verletzung des allgemeinen Humanitätsgesetzes und Nichtachtung des Schicksalgefühls seinem Nachbar, obgleich dieser doch eben so viel Recht hat, sich seines Lebens zu freuen, wie er, fast die Behen abgetreten und dem friedlichen Zungen ein so viehisches Gebrüll ausgepreßt, daß wir Hundert gegen Eins wetten können, auch sie beide wird der Strom der Prügelei in das Meer von Schlägen und Fußtritten hinabführen.

Ein vierter schwingt sich mit Seiltänzergeschicklichkeit auf den sechs Zoll breiten Eckposten der Gallerie und scheint in Folge eines fortwährenden Druckes und Stoßes von der Gallerie aus den Leuten einen Begriff von einem perpetuum mobile geben zu wollen, so regelmäßig schwebt er von Secunde zu Secunde in der Luft und alle Versuche, seine Füße auf der eroberten festen Grundlage des Pfostens zu fixiren, bleiben nur Versuche, obgleich Proben und Zeugnisse einer zähen, unerschütterlichen Geduld. Allein endlich wird auch sein Zorn erregt, als ihm ein hinterlistiger Nebenmann einen Tiefprung in den Wasserbottich bereitet.

Ein fünfter, ein linker Schneidergeselle, erhebt sich, gleich als wolle er nach Luft schnappen, mit einem Ruck aus dem Gedränge über die Köpfe der andern, kann aber unglücklicherweise seinen Arm nicht im Zaume halten. Mit einem Klirren schnell die Hand durch die nahe Fensterscheibe und ragt einen halben Fuß lang wie ein Wegweiser, als wolle sie den Ort bezeichnen, wohin der Unglückliche alsobald wandern werde, zur Deffnung hinaus. Unstreitig würde dies seltene Experiment bei dem Entzücken, welches es allseitig hervorrief, noch viele Nachahmung gefunden haben, wenn nicht wuthschraubend der Gastwirth in den Saal gepoltert

wäre, sich mit großer Geschwindigkeit den Thäter aus der Menge gelangt und auch ohne Chloroform in eine Betäubung versetzt hätte, aus der der Arme erst nach zwanzigmaligem Aufstoßen und Aufschlagen seines Kopfens auf die Treppentufen in einem Rehrichthausen auf der Straße wieder erwacht sein soll. —

Ein sechster begehrt eine kleine, eigentlich nicht erwähnenswerthe Unvorsichtigkeit; er wirft nämlich die zur Beleuchtung der Gallerie bestimmte kleine Oellampe um und schüttet den flüssigen Inhalt einem Dienstmädchen auf den Scheitel, mit welcher Art von Pomadistrung sie aber nicht sehr zufrieden scheint. —

Ein siebenter, Liebling und Jäger des schönen Geschlechts, ruft seine Heißgeliebte, welche auf der zweiten Bank sitzt, mit so zärtlichen Namen, daß sie erröthet und ihn einen Esel nennt. Um nun diese Zärtlichkeit zu erwidern, bemüht er sich ihr aus einer Entfernung von zwanzig Fuß gebackne Birnen und Pflaumen zu zuwerfen. Da sie aber nicht immer das Ziel des Wurfes erreichen, so entsteht ein allgemeines Haschen nach den Leckerbissen unter den Dorfschönen. Außerordentlicher Jubel herrscht ob dieses Spieles, nur unterbrochen durch das stöhnende Geschrei einer zu begierigen Dirne, welcher bei der Schnelligkeit, eine große Pflaume ungekaut hinunterzuschlucken, der Kern in der Kehle stecken geblieben ist. Nun sprechen zwar einige, welche bis jetzt keine Birne erhascht haben, offen ihre Schadenfreude aus, es finden sich aber doch noch mitleidige Seelen, welche mit geballter Faust dem unglücklichen Geschöpf, um den Kern hinunter zu stoßen, den Rücken klopfen. —

Ein achter endlich und ein neunter thut augenblicklich nichts, es müsse denn für Arbeit gelten, daß er den Platz seines Nachbarn auf Null zu reduciren sucht.

So stehen die Angelegenheiten auf der Gallerie in dem Augenblicke, als die Schlägerei jener zuerst kämpfenden in eine Prügeleiwuth ausartet und sämtliche junge Bursche in den Kampf verwickelt, so daß niemand weiß, wer Freund, wer Feind ist, sondern jeder blindlings Hiebe austheilt. Unter den, solcher Auftritte kundiger, Zuschauern spricht sich entschieden die Befürchtung aus: in wenigen Sekunden müsse die Gallerie durch das tobende Gewühl zusammensinken. — Da ruft eine Stimme: „Platz“ und in den Saal taumelt der Bassgeiger, schreitet in Spiralwindungen an sein Instrument, versucht perpendicular auf dem Boden zu stehen und seinen Körper aus der, gegen die Wand geneigten, Stellung zu bringen und arbeitet auf sein Instrument los. Mit einer kühnen Wendung benützt der Musikdirektor diesen Moment, wo alle Orchestermitglieder anwesend sind ein kräftiger Schlag auf den

Souffleurkasten erdröhnt und es brausen daher die Klänge einer Ouvertüre — wolt sagen eines Ländlers. O wie groß die Macht der Töne ist! Unmählig beschwichtigen die bekannten Weisen die Gemüther der Erhitzten, es geht die waagerechte Bewegung der Arme und Beine in eine senkrechte über und ein Takt schlagen beginnt, so hörbar, daß alle Bemühungen des Musikdirektors, seinem Stabe die Herrschaft über seine Untergebenen zu verschaffen, vergeblich sind. Da nun aber Rhythmus nicht jedermanns Sache ist, so schlagen einige widerspenstige Hände und Füße regelmäßig zur Verhöhnung des gewichtigen Taktschlagens nach und bringen die Musci hinsichtlich des Taktes in den größten Zwiespalt mit einander. Und da gegen das Ende des Ländlers das Tempo ein immer beschleunigteres wird, da zuletzt eine allgemein kreisende Bewegung, welche auch die Dorfrräulein mit fortreißt, entsteht, so befürchtet der Musikdirektor, in den nächsten Secunden werde der Theatersaal seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden und endet der Höllenskandal mit einem entsetzlichen Miston.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Wie dort die letzte Schwalbe zieht.

Wie dort die letzte Schwalbe zieht
Zum fernem, frühlingsreichen Süden,
So rausche Du, mein letztes Lied
Fort über die gebrochenen Blüten.

Ginst nann' ich wohl den Himmel mein:
Ich liebte, wie kein Mensch hienieden;
Da rief des Schicksals Stimme: „Rein!“
Die Thränen flossen und wir schieden.

So schleppe ich mich lange schon
Mit meinem Gram von Stätt' zu Stätte,
Und Waldgesang und Glockenton
Sind meines Herzens Todtenmette.

O, warum bist Du doch so schön,
Du Traum der ersten Jugendliebe!
Und doch, warum so schnell vergehn,
Und das Erwachen, ach, so trübe?

Bleibt denn der Himmel niemals rein,
Giebt's keine schmerzsfreien Stunden,
Und, ach, muß denn geschieden sein,
Da sich die Seelen erst gefunden?!

Paul Werder.

Bücherschau.

Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Verlag von Julius Fricke, 1854.

Nun, rüdrig sind sie unsere Gottseligen und heiligen. Unermüdetlich auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst; mit triumphirendem Siegesbewußtsein ziehen sie daher, stolz rauscht das Banner der innern Mission durch die Lüfte, stolz klingt ihr Ruf: hie Welf! wo Walblingen? Das ist eben die unselige Verblendung von Tausenden, daß sie nicht wissen und begreifen, um was es sich handelt, daß sie es nicht fassen können, wie jetzt auf Tod und Leben gekämpft werden muß, wie es gilt zu siegen oder zu sterben. Das ist jene hundert Mal verdamnte und noch vorhandene Indifferenz, die da glaubt, weil sie die Satzungen der Kirche, des Dogmas überwunden, sich nun nicht weiter darum kümmern zu dürfen, was die Kirche thut, um sich wie in der „guten alten Zeit“ von neuem alles unterthänig zu machen. Man bedenke nur:

Die Kirche hat einen guten Wagen,
Hat ganze Länder schon aufgestossen
Und hat sich doch noch nicht übergeben!

Segen wir statt Länder Geschlechter, so werden wir richtig die Absicht und das Endziel der gegenwärtigen Religionswühlereien bezeichnet haben.

Die tendenziöse Novelle, die Volkserzählung bildet ein starkes Contingent bei der geistigen Streitkraft der großen und mächtigen Partei, welche den Namen Gottes so gut für sich in Anspruch nimmt, wie das die Inquisition, die Jesuiten, die Spanier in Amerika und Gott weiß noch wer gethan haben. So verschieden uniformirt die Armee, so wechselnd die Parole derselben ist, diese Losung bleibt aller Orten und Enden dieselbe. Die „Geschichten“ von

Jeremias Gotthelf, D. W. von Horn, die Broschüren des Zwickauer Vereins zur Verbreitung „guter und nützlicher“ Volkschriften, sie alle bilden ein großes Heerlager, zu dem in oben angezeigten „Erzählungen aus dem Volksmunde“ soeben eine neue Verstärkung gestoßen ist. Der Erzählungen sind drei: „Liesbeth Klaus, oder die waltende Gotteshand;“ „Haber. Erweckung und Bekehrung;“ „Marie. Ein Lebensbild.“ Der Inhalt ist, wie gesagt, trüber Pietismus, die Form durchaus nicht tadellos.

Das einzige Empfehlenswerthe an dem Büchlein scheint uns seine typographische Ausstattung.
R. R.

Gedichte von Karl Ludwig Blum. Heidelberg, 1853. Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter.

Der Zeitraum, in dem die vorliegenden Poesien entstanden sind, umfaßt beinahe vierzig Jahre, aber die letzten Gedichte sind den ersten fast auf ein Haar ähnlich: der Dichter hat keine poetische Entwicklung gehabt. Ist nun die nächste Folge hiervon eine gewisse Eintönigkeit und Eintönigkeit, die uns aus seinem Buche entgegentritt, so sind auf der andern Seite doch alle die Mängel und Gebrechen vermieden, die die nothwendige Folge eines regen Strebens und einer reichen Entwicklung sind. Es ist nichts Halbes, nichts Unfertiges in den Gedichten, sie sind vollendet in ihrer Art. Die Gedanken sind nicht tief, aber klar und bestimmt ausgesprochen, es ist keine große Leidenschaftlichkeit in den Gedichten, aber eine wohlthuende Wärme. Wer in dieser Zeit des Kampfes und Strebens nach einer Stunde ruhigen Genusses, nach einem stillen Augenblick sich sehnt, wird in der Lektüre der Blumschen Gedichte das finden, was er suchte.
Fr. G.

Fenilleton.

Beitschwinger.

Das neue Vorwort der Ritter vom Geiste.

Karl Gutzkow hat die dritte Auflage der „Ritter vom Geiste“ mit einer Schutzvorrede begleitet, die wohl geeignet sein dürfte, mancherlei Mißdeutungen und Anfechtungen, denen das treffliche Buch ausgesetzt ward, zu beseitigen. Wir theilen einiges Wesentliche daraus mit. „Daß diese „Ritter vom Geiste“ sagt Gutzkow, „ein Roman, der seine eigene Theorie vorauszusetzen schien, wurden, hat der Verfasser nicht bezweckt. Er schrieb sein Buch nur um der darin entwickelten Idee willen. Erst der Gedanke gab die Form. Die Theorie, die der Verfasser über den socialen Roman in der frühern Vorrede aussprach,

war erst der Same, der aus der fertigen Blüte und Frucht abfiel, nicht der Same, aus dem Blüte und Frucht entstand. Das Gesez, nach dem ein Schaffender arbeitet, erkennt er meistens erst nach dem Geschaffenen. Ich würde vielleicht besser gethan haben, dies Gesez in meinem Falle nicht ausgesprochen zu haben. Es ist angegriffen worden; denn es stellte hier die Vorrede eines noch nicht ganz erschienenen Buches das Modell einer neuen Romansform auf, ohne mehr zu thun, als es mit einigen flüchtigen Strichen zu bezeichnen. Dies war um so gewagter, als gerade in unserer gegenwärtigen Literatur die poetische Specialgeschichte die Lieblingsform des Tages ist. — In den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ gab der Verfasser

vom Roman des Nebeneinander, diesem souffre douleur der mehrfach befahrenen Kritik, die nähere Erklärung, man würde ihn verstehen, wenn man sich gewisse Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffs vergegenwärtigen wollte, wo das nebeneinanderexistirende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, die eine von der andern keine Einsicht haben, doch zu einer überschauten Einheit sichtbar wird. Der Autor glaubte durch eine Betrachtungsweise, wo ein Dasein unbewußt immer wieder Schale oder Kern eines andern ist, wo jede Freude von einem Schmerze benachbart ist, der über das, was jene himmelhoch erhebt, seinerseits tief zu Boden gedrückt sein kann und wo andererseits eine Unbill auch schon wieder unbewußt den Rächer auf ihren Fersen haben wird, den Roman noch mehr als früher zum Spiegel des Lebens gemacht zu haben. Nur die Tendenz der „Mitter vom Geiste“ selbst mußte ihn auf jene angerühmte Form führen. — Sie sind hervorgegangen aus dem mächtigsten Drange der Menschenliebe. In den Tagen von 1849, in einer Zeit des Hasses und der Verfolgung sah sich das bekümmerte Auge sehnsüchtig um nach den gleichen Kennzeichen der Bildung, nach den gleichen Kennzeichen edlerer und humaner Empfindung. Die Hand des Dichters führt zuweilen den zerschmetternden Blitz, der die starre Ruhe trägt, versteinerten Zustände aneinanderreißt; da aber, wo die Leidenschaften rasen, wo die Geister und noch mehr die Herzen gegeneinanderstürmen, da wird sie Rosenketten winden und den Haß durch die Liebe versöhnen wollen. Die Grundlage und Voraussetzung einer solchen Ausöhnung, die der Verfasser in trüber Zeit bezweckte, mußte der Glaube sein an das ewig Gleichartige im Menschen, an den Widerklang derselben Wahrheiten in allen Gemüthern, an die gleiche Vertheilung des reinen Gottätbers der Idee in allen Herzen. — Die Charaktere dieses Romans hat man gewöhnlich eingetheilt in zwei Classen, in reelle und abstrakte. Zu jenen sollen vorzugsweise die satirischen, auch einige der Volkscharaktere gehören; zu diesen Personen, welche Gedankenrichtungen vertreten. Ich will dagegen keinen Einspruch thun. Nur möchte ich ein wenig mehr gewahrt sehen ein doch sonst so hoch gehaltenes Recht unserer Literatur, das Recht der Idealisierung. Wir haben gewiß alle Ursache, uns Glück zu wünschen zu der kräftigern Gestaltung unserer Romancharaktere, zu den in Fleisch und Blut verwandelten alten Goethe'schen und Jean Paul'schen Abstraktionen; allein warnen möchte man doch vor der zu weit gehenden Sucht, vom Romancharakter auch immer nur die in Scene gesetzte absolute Wirklichkeit zu verlangen. Unstreitig haben die Schneider etwas sehr Charakteristisches, wenn man sie mit den Schuhmachern vergleicht, und die

Lohgerber mögen wieder ihre eignene Art haben, und von den Metzgern und Bäckern und Schlossern und Schmieden weiß eine scharfe Beobachtung gewiß ebensoviel Unterschiede herauszubringen, wie ein Schauspieler die verschiedenen Dialekte charakterisirt. Allein, wenn man mit dem Urtheil: So redet kein Bauer! So redet kein Tischler! So redet kein Soldat! zu weit geht, wird man vom Romandichter bald verlangen müssen, daß er eine Vielseitigkeit entfaltet, die in keines Menschen Hand gegeben ist. Es kommt auch hier nur auf die Befolgung allgemeiner Vorschriften an, die eben darin bestehen, daß man ein Kind nicht altklug, einen Landmann, einen Jäger, einen Postillon nicht in Phrasen reden läßt. Schien also nach übertriebenen Anforderungen mancher Charakter, z. B. der des Tischlers Louis Armand, zu wenig reell oder „noch nicht genug nach der Leimpfanne,“ wie ein Berichterstatter sagte, so haben die geschilderten Frauen zuweilen das Loos gehabt, wenigstens der Frauenkritik gegenüber zu wenig abstrakt zu erscheinen. Denn was bedeutet die von manchen Seiten dem Verfasser zugekommene Klage, sein Werk schildere zu wenig „edle Frauen,“ anders, als diesen mangelnden Trieb desselben nach einseitiger Verschönerung und rein künstlich erfundener, immer sich gleichbleibender Vollkommenheit? An Beispielen der weiblichen Treue, der Liebe und der Hingebung fehlte es doch in diesen Capiteln nirgends; daß sie sich aber bei Charakteren finden, die nach irgend einem aufgestellten Schema nicht absolut vollkommen sind, kann doch nur das Verbrechen des Verfassers in solchen Augen sein, wo Frauen von ihrer Gattung immer nur Vollendetes dargestellt wissen wollen. Ein ewiges Recht haben, ist das in eines Menschen Natur überhaupt gegeben? Aber ich will auch hier nachgiebig sein und nicht in Abrede stellen, daß ich den wohlthuenden Eindruck sehr gern anerkenne, den mehre durch neun Bände gehende immer nur liebevolle Freifrauen, immer nur höchst edle Gräfinnen im Salongespräche hervorgebracht haben würden. Denn gerade die sogenannte „Gesellschaft“ war es, die bei der Vertheilung weiblicher Vollkommenheiten auf die einzige Anna von Harder zu kurz gekommen sein wollte. Schließlich möge mir noch gestattet sein, einige Worte von der Zeit- und Sittenschilderung des Buches zu sagen. Wer in Zeit- und Sittenschilderungen zu sehr an das Nächste sich hält und seine Darstellung an die flüchtige Mode verschwendet, wird in kurzer Zeit erkennen, wie sehr seine Farben verblasen. Daß auch hier manches, was vor vier Jahren hell und frisch erschien, jetzt schon von geringerer Wirkung ist, versteht sich von selbst. Dennoch gehe man auch hier nicht zu weit! Es ist wahr, der Neubund mag seine die Zeit zurückschiebende Kraft verloren haben,

der Heidekrüger Justus ist mit seiner Erinnerung an die Juste-milieu-Phrasen von Gotha und die gemachte Naivität einer gewissen salbungsvollen eiteln Volksbevormundung schon in den Hintergrund getreten, Friederike Wilhelmine von Flottwitz empfängt keine von der Unterdrückung östlicher oder westlicher Unruhen zurückkehrenden Krieger mehr, das Adressen-, Loyalitätserklärungs- und Purificationswesens hat nachgelassen und General Boland von der Hahnenfeder, der geheimnißvolle Großkophtha der Ideen, der in der Ueberfülle derselben nie wußte, was er davon offenbaren oder befolgen sollte, ist nicht mehr. Allein ich glaube mir das Zeugniß geben zu können, daß mein Roman keine Satire war. Die Satire fürcht allerdings mit ihrem Gegenstande; ist der Reiz der Anspielung auf das, was den Witz wieder zu erkennen am meisten belustigt, mit der Sache selbst verschwunden, so verliert sie. Ich glaube aber, daß dem Satirischen in diesem Romane soviel anderweitige positive Thatsache beigemischt war, daß letztere noch selbstständig für sich bestehen kann. Ich glaube, der Gegensatz jener Weltanschauung, aus welcher dies Buch hervorging, wurzelt tiefer als in einigen Caricaturen des Tages, deren Conterfei seinen Reiz verliert, wenn es dazu eines Commentars bedarf. Was nun auch unsere von neuen Sorgen bedrängte Zukunft bringen möge, auf die Gedankenelemente, die sich in diesem Buche befinden, werden wir immer wieder zurückkommen. Wenn auch die neuen Tempel von Dankmar Wildungen am ersten Versammlungstage des Bundes keine Geheimnisse enträthelt erhielten (auch diese thörichte Forderung ist ausgesprochen worden!), so werden doch alle Kämpfe, die uns noch bevorstehen dürften, darauf hinauskommen, immer wieder jene Ausscheidungen hervorzurufen, wo die reine und interesselose Humanität den Krieg zu erklären hat allen trüben Gährungen des Eigennuzes, der Herrschsucht und der unwissentlich oder wohl gar wissentlich verblendeten Lehre."

Eritis sicut Deus. Wir haben es bisher noch immer verschoben, über den vor einiger Zeit unter obiger Firma in Hamburg erschienenen Roman etwas zu sagen. Derselbe hat nun in der neuesten Nummer des „Deutschen Museums“ eine so wohl verdiente und eine so treffende Würdigung gefunden, daß wir uns nicht enthalten können, dieselbe theilweise wenigstens mitzutheilen. Der Verfasser des Artikels sagt: „Verschiedene Parteiblätter bemühen sich, gläubigen Lesern in wiederholten Posauntentönen einen Roman zu empfehlen, der vor einigen Monaten unter dem affectirten Titel: „Eritis sicut Deus“ zu Hamburg in der Agentur des rauhen Hauses erschienen ist. Wir unsererseits sind zwar der Meinung, daß diese Zeitschrift ihre Pflicht nicht

verüben würde, wenn sie an dem dickleibigen Werke mit Stillschweigen vorbeiginge, nachdem aber eine verbreitete Partei Anstalt macht, dieses Geistesprodukt förmlich anzuerkennen und die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, so wollen wir der naheliegenden Versuchung nicht fernere widerstehen, das würdige Buch zu ihrer Charakteristik zu benützen.“ Nach einem kurzen Resümee über den von Frivolitäten, Ueberwichtigkeiten und wüsten Bildern strotzenden Inhalt heißt es weiter: „die Moral der langen Fabel liegt aber natürlich in dem Satze, der allerdings nicht ganz originell ist, daß die Ungläubigen Mörder und Ehebrecher sowohl im eigentlichen als figürlichen Sinne sind, und deshalb, wie es sich von selbst versteht, verdienstermaßen vom Teufel geholt werden. So weit wäre alles in Ordnung. Der Verfasser ist kein Freund der Philosophie, und andere sind es auch nicht, also werden diese seine Schrift gut heißen, der Verfasser versichert, die Philosophen seien sammt und sonders schlechte Subjekte und er begeht damit freilich nicht bloß der Sache nach eine Verläumdung, sondern er weiß ohne Zweifel auch, daß er verläumdet, aber item es giebt Leute, die wünschen, daß es so sein möchte, und die es deshalb gern hören, wenn man sie anlügt, es sei so. Der fromme Romanschreiber hat das Gewäsch, was wir seit zwanzig Jahren in allen pietistischen Blättlein zum Ueberflusse gehört haben, neu aufgewärmt, die fromme Anstalt im rauhen Hause verlegt dieses Gewäsche und das fromme Publikum hat den Magen sich zum hundertsten Male an diesem Gewäsche zu erbauen. Daran ist nichts zu verwundern, und wenn man sich einmal darein gefunden hat, daß nicht alle Menschen Geschmack und Wahrheitsliebe besitzen können, eben auch nicht viel darüber zu klagen. Aber doch ist mehreres in dem Buche, was uns, wir gestehen es, höchlich mißfallen würde, wenn wir zu der Partei gehörten, die man hier auf den Schild zu heben sucht. Wer einen Gegner in der öffentlichen Meinung vernichten will, der darf den Feind nicht so schildern, daß die Beschreibung gar nicht auf ihn paßt. Diese erste Regel der literarischen Strategie hat der Verfasser gröblich verletzt. Die „Ungläubigen“, die er schildert, sind lauter moralische Lumpen, Burische ohne innern Halt und Charakter. — Giebt der Verfasser die Personen nur für Produkte seiner Phantasie aus, so erfahren wir, daß es auch unter den „Stillen im Lande“ Leute von verdorbener Phantasie und schlechtem Geschmack giebt; das war uns aber auch vorher nichts Neues. Behauptet er aber, daß alle seine Gegner, alle nichtpietistischen Philosophen, oder daß bestimmte, von ihm hinreichend bezeichnete Personen von diesem Schlage seien, so ist er nicht bloß ein Verläumder, — das

würden ihm seine Parteigenossen verzeihen, sondern er ist auch ein einfältiger, ungeschickter Verläumder und das ist unverzeihlich. Der Roman ist zwar dem Namen nach überhaupt gegen die ungläubigen Philosophen gerichtet, aber er selbst verbirgt es gar nicht, daß er bestimmte Personen im Auge hat, und einige davon sind so deutlich gezeichnet, daß es für jeden, der von der neuen Literatur und ihrer Geschichte auch nur das Bekannteste weiß, ganz eben so gut ist, als ob die Namen genannt wären. Wie soll man nun ein Buch nennen, das sich zwar als Roman giebt, das aber von bestimmten Personen die schändlichsten Dinge aussagt?" Hier folgen speziellere Angaben, wie der Romanschreiber einem bekannten geistreichen Universitätslehrer und einer verstorbenen edlen Frau, deren reine Persönlichkeit der Verläumdung nicht die geringste sachliche Handhabe bot, die gemeinsten Unsittlichkeiten und Vergehungen zur Last zu legen sucht. Der Verfasser des Artikels im „Deutschen Museum“ schließt: „ist dieser Roman, den pietistische Notabilitäten verlegen und empfehlen, etwas anderes, als eine gemeine Schmähchrift, die um so schlechter und empörender ist, als der Verfasser aus einer feigen Anonymität seine Pfeile abschießt, so daß ihm im äußersten Nothfalle noch immer die Ausrede bleibt, er habe eigentlich nicht auf die Personen gezielt, die er verletzt oder zu verletzen gesucht hat? Wir wenigstens möchten bezweifeln, daß sich in der ganzen modernen Schandliteratur ein Werk findet, in dem eine gemeinere Gesinnung, eine gründlichere moralische Fäulniß zu Tage käm, als in dieser von einem modernen Frommen verfaßten, von Herrn Wichern verlegten, von pietistischen Blättern ausposaunten Schmähchrift.“

Leipziger Theater. Während im ersten Quartal unserer nun ziemlich abgelaufenen Saison eine Klage über Novitätenmangel nicht statthaft gewesen wäre, macht sich jetzt eine große Sparjamkeit in Bezug auf solche geltend. Beachtenswerth war einzig und allein: „Ein Fenster im ersten Stock.“ Beachtenswerth deshalb, weil wir in ihm die Uebersetzung eines polnischen Stückes (des Josef Karzeniowski) kennen lernten. Gelegentlich des zweiten Wiederauftretens unserer trefflichen Auguste Liebich*) wurde das Tenellische wirksame Lustspiel:

*) Fräulein Liebich wurde, nach langer Krankheit in den Stand gesetzt, wieder vor dem Publikum zu erscheinen, mit ungetheiltem Beifall und warmer Theilnahme begrüßt. Die Geschmacksunmündigkeit ritt mit einem antediluvianischen Huldigungsgebidt in holprigen Versen bei diesem Anlaß wieder einmal Parade in den Spalten des Tageblatts. Wir bedauern die brave Künstlerin herzlich darum.

„Die Mönche“ neu aufgeführt. Eine gute Zahl unsrer namhaften Bühnenglieder hat in neuester Zeit auswärts Vorherrn gesucht und gefunden. So Herr Behr in Bremen, Herr Schott in Hannover, Frau Günther-Bachmann in Chemnitz, Herr Rudolph endlich in Carlsruhe. Der geschätzte Künstler trat dort in drei seiner vorzüglichsten Rollen, als König Lear, Cajetan (Braut von Messina) und Erbsförster auf. Der Erfolg war, wie vorauszu sehen, ein vorzüglicher. — Für das zeitweise Entbehren der einheimischen haben uns fremde Künstler zu entschädigen gesucht. Lucile Grahn, die Sylphide, fügte ihren von uns erwähnten ersten zwei Gastspielen zwei weitere bei. Frau Betty Gundy, als vorzügliche dramatische Sängerin von früherher in gutem Andenken bei uns stehend, hat einen Cyclus von Gastrollen begonnen. Fräulein Agnes Büry erfreute uns nur wenige Male mit ihren ausgezeichneten Leistungen und ihrer schönen Stimme. Frau Stolte vom Hoftheater zu Cassel und Fräulein Marie Stern sind die neuesten Gäste im Schauspiel. Beide wirkten in Mosenthals „Deborah“ und Schillers „Jungfrau von Orleans“ zusammen. Frau Stoltes Spiel ist durchdacht, ihre Declamation vorzüglich. Wenig bedeutend und für die höheren Fächer, vor der Hand wenigstens, kaum befähigt erschien uns Fräulein Stern. Die gedachte Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ war überhaupt eine trostlos unerquickliche. — Von bevorstehenden Dramen nennen wir: „Der Sonnenwendabend“ von J. Mosenthal; „Johannes Rathenow“ von R. Gieseke; „Ist sie treu?“ von Lh. Apel. Außerdem noch verschiedene kleine Stücke.

Parodien. Der „Kladderadatsch“, welcher bisher den Kampf gegen das classische Drama Charlotte Birch-Pfeiffers „Die Waise von Lowood“ allein führte, hat an einer auf dem Friedrich Wilhelmstädter Theater gegebenen und schon öfter wiederholten wirksamen Parodie „die Waise von Berlin“ Unterstützung gefunden. Freilich wird sich Charlotte Birch-Pfeiffer — wenn auch nicht durch eine Bearbeitung des corpus juris, so doch durch eine des Klencfeschens Roman: „Der Andepte von Helmstedt“ rächen. — Die von uns angezeigte Umwandlung der „Siegelinde“ zu einem Lustspiel ist soeben (Berlin, Schindler) erschienen und führt den Titel: „Siegelind. Ein Normallustspiel. Aus dem Sanscrit eines Wiener Originals in das Prakrit allgemeiner deutscher Nation frei und getreu verdolmetischt.“

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinz. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.